Mangel empfunden, außerdem hätte jeder Soldat eine monatliche Löhnung von 1200 Rubeln erhalten. Not hätten sie somit nicht gehabt, im Gegenteil, sie hätten sich sehr wohl gefühlt. Dem gegenüber geht es natürlich im Parchimer Lager knapp her. Die Bolschewisten erhalten die gleichen Rationen wie die Bewachungsmannschaften. Morgens gibt es Kaffee, mittags und abends zusammengekochtes Essen, außerdem pro Kopf 600 Gramm Brot. Besser als die eigenen Leute kann man sie doch nicht behandeln. Trotzdem, der Appetit dieser Herrschaften ist nicht zu befriedigen. Sie haben den ganzen Tag ständig Hunger. Obgleich sie keinerlei Beschäftigung haben, oder vielleicht gerade deswegen. Im Übrigen wissen sie sich nicht zu beklagen. Die Bewachungsmannschaften resp. Ueberwachungsmannschaften verkehren überaus freundlich mit ihnen. Die Gesamtheit der Parchimer Bolschewisten sind in zehn Inspektionen eingeteilt, die je einem deutschen Feldwebel unterstellt sind. Die Inspektionen teilen sich wieder in Gruppen, sodaß vollkommene Ordnung herrscht, die sich namentlich bei der Essen-Verteilung bewährt, denn bei dieser werden allerlei Täuschungsversuche gemacht. Bei dem Abladen von Kartoffeln oder Broten, wo die Internierten mit helfen mußten, wurde zunächst arg gestohlen, da haben die Bolschewisten aber selbst für Ordnung gesorgt, indem sie die Diebe verprügelten. „Kameraden darf man nicht bestehlen." Die weit überwiegende Mehrzahl der Bolschewisten setzt sich aus Russen im Alter von 20 bis 30 Jahren zusammen. Doch befinden sich unter ihnen auch viele österreichische Gefangene, die in der Hoffnung, so schneller in die Heimat zurückkehren zu können, sich der roten Armee angeschlossen hätten — so erzählen sie wenigstens. Auch deutsche Staatsangehörige, Berliner, Hamburger, Kölner, sind unter den Internierten. Ich habe mit mehreren von ihnen gesprochen. Sie wären in Rußland gefangen genommen und danach durch den Terror zum Anschluß an die Bolschewisten gezwungen worden. Ich muß sagen, sehr vertrauenerweckend sahen diese Landsleute nicht aus, weniger, viel weniger als ihre Kameraden russischer Abstammung. Denn das Gros dieser machte durchgehends einen außerordentlich ruhigen Eindruck. Aber ich bin davon überzeugt, daß sie mit der gleichen Rabiatt, die sie hier zeigen, mit der sie einem den Zigarrenstummel aus der Hand nehmen — selbstverständlich dabei freundlichst dankend —, daß sie mit der gleichen Ruhe auch — Fenster brennen und morden würden. Jetzt machen sie und hier machen sie den Eindruck großer Kinder, die nur — Hunger haben und Heimweh. Nur den einen Wunsch: Zurück nach Rußland. Wenn aber die Bestie in ihnen erwachen sollte, dann — Ostpreußen hat gezeigt und empfunden, was russische Kriegsführung bedeutet. Bolschewist will Niemand sein und insofern kann man ihnen glauben, als kaum einer von ihnen wissen dürfte, was eigentlich Bolschewismus heißt und bedeutet. Und da steigt mir der Gedanke auf: Steht es mit der Kenntnis und Erkenntnis unserer deutschen Radikalen viel anders? Nein! Traurig das und bedauerlich — aber zugleich doch auch Trost das und Hoffnung ... Das nur paradox klingt, aber kein Widerspruch in sich ...

Vor einer der Baracken war ein dichtes Gedränge. „Was dort los sei?" Da haben sie ihre Börse! so mein Begleiter Und da waren wir auch schon mitten unter ihnen. Du lieber Gott, was wurde hier nicht ausgeboten! Die Hamburger, selbst die Berliner Börse hat solche „Werte" nicht aufzuweisen. Zwei Gabeln wollte mir ein Internierter mit größtmöglicher sanfter Gewalt aufdrängen und dazu noch einen Löffel, den er aus der dunklen Tiefe seiner schmutzigen Unaussprechlichen zu Tage förderte, ich mußte leider verzichten wegen Mangel an Bedarf. Ein wirklich prächtiges ledernes Zigaretten-Etui war billig zu kaufen — für Hehlerei bin ich nun einmal nicht zu haben. Verschiedene Westen wurden angeboten, Tragbänder, Schuhe, fragwürdige Uhrketten. Trotz des lebhaften Hin und Her schien das Geschäft aber nicht bedeutend. Umsatz gering, weil „Tendenz lustlos". Das Angebot größer als die Nachfrage. Auf jedem Gebiet mehr B. als G. u. dgl.

Ein ganzer Zug von Bolschewisten in loser Ordnung kommt uns entgegen, einzelne tragen kleine Bündel. „Woher die Herrschaften?" „Aus der Desinfektionsanstalt". Sie sind soeben von ihrer körperlichen Begleitmannschaft befreit, d. h. entlaust worden. Sie scheinen darob freudig gestimmt zu sein, denn sie grüßen mit lustigem Lachen.

Dort drüben ist die Baracke für Revierkranke. Auf der anderen Seite das Lazarett. Wir besuchen die Abteilung wo die Grippe-Kranken liegen. Hier könnte und müßte jedenfalls mehr Fürsorge getroffen werden. Trotz aller bisher vorgebrachten Klagen will die Verwaltung aber nichts tun. Das ist sehr bedauerlich. Schon das Interesse unseres eigenen Landes verlangt hier mit aller Entschiedenheit eine Aenderung Videant consules!

Zum Schluß noch einige Bemerkungen und kurze Betrachtungen. Ich war vordem noch niemals hinter dem Drahtzaun. Heute kann ich allen nachfühlen, die Jahre hindurch innerhalb desselben zugebracht haben. Das muß eine schier unerträgliche Last gewesen sein; mir schnürt sich wie von selbst die Brust zusammen, wenn ich daran denke, daß ich Tage, Wochen, Monate, Jahre lang hinter solchem Drahtzaune vegetieren sollte. An vita vitalis est? Da wär das Leben mir kein Leben mehr. Und was ist am letzten Ende der politische Zwang, der Terror, des Bolschewismus anderes als solch ein Drahtzaun, solch ein unübersteiglicher Drahtzaun, in dem es keinerlei Oeffnung gibt, der uns und die Gesamtheit aller einengen würde und einschließen würde für Zeit und Ewigkeit. Nein, nur kein Zwang und sei es auch ein Zwang zur „Glückseligkeit", am allerwenigsten zu jener Glückseligkeit, die ein Lenin und Trotzki aufrichten wollen auf dem „Fundament" von Raub, Mord und Totschlag.

Literatur.

Brahms. Von Walter Niemann. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Dieses Buch ist zehnmal mehr als eine Biographie. Es ist die reife Tat eines Künstlers und Kenners, der deutsche Gründlichkeit mit dem fesselnden Schwunge einer mühelos beredten Feder verbindet. So erzählt Walter Niemann nicht etwa das Leben und Schaffen des Tondichters Johannes Brahms, sondern er baut es vor dem inneren Auge des Lesers mit jener Plastik auf, die trotz der Vielseitigkeit ihrer Wirkung letzten Endes geschlossen die Aufmerksamkeit von Seite zu Seite vorwärts treibt, indem sie zugleich den Genuß der Anteilnahme steigert. Man braucht nur die erste Seite des ersten Abschnitts „Lehrjahre" aufzuschlagen, um diese Tatsache zu erkennen. Berichtet doch Walter Niemann da von den Vorfahren unseres Johannes Brahms so frei von jeder Trockenheit, so ganz im Stile einer lebendigen Schilderung, daß man augenblicklich fühlt: in diesem Werke liegen besondere Werte. Sie treten allenthalben zutage, schenken sich dem Leser ohne weiteres, weil Walter Niemann ein klares, flüssiges Deutsch schreibt, das an schönen Vergleichen und Bildern reich ist. Weit davon entfernt, etwa nur den Musikkennern wohlmundende Delikatessen zu spenden, wendet sich das Werk im Gegenteil weit über ihren Kreis hinaus an alle, die den Wunsch haben, die mehr oder minder oberflächliche Bekanntschaft mit dem Meister aus dem Konzertsaale einmal daheim zu vertiefen, um künftig mit dem Wachsen des Verständnisses auch immer wachsende Erhebung aus den Werken des Komponisten zu schöpfen. Diese begrüßenswerte Folge tritt sicher ein, denn Walter Niemann versteht es meisterhaft, des großen Tondichters Johannes Brahms großartige Kompositionen sozusagen aus dem Verhältnisse seines Herzens, aus den Beziehungen seines Charakters zu den Persönlichkeiten und Geschehnissen der Umwelt heraus zu entwickeln. Der gestalt daß uns der Mensch Johannes Brahms zugleich mit dem Heros der Klänge nähertritt. Das ist ein um so größerer Vorzug des Buches, als beide schließlich ja untrennbar sind. Von der Pracht seines Wesens legen z. B. die Kapitel „Auf der Höhe des Ruhmes" und „Das Ende" in ihrer trefflichen Darstellung das beste Zeugnis ab, während Walter Niemann über Brahms' musikalisches Schaffen allenthalben Aufschluß um Aufschluß gibt. Alles in einer von Poesie durchglühten, das Wissenschaftliche veredelnden Form, die ihresgleichen sucht, ohne indessen den grundgelehrten Kerninhalt des Werkes irgendwie zu beeinträchtigen. Was der Verfasser z. B. über die „Thunersonate" (S. 217), das zweite Streichquintett in G-Dur Op. 111 (S. 240), die zweite Symphonie in D-Dur Op. 73 (S. 280), die zwei Motetten Op. 74 (S. 337) oder gar über sein „Deutsches Requiem" (S. 253) sagt, ist einfach glänzend und verdient mitsamt dem ganzen Buche baldigst Gemeingut aller Musikfreunde zu werden. Als Geschenk zu Weihnachten, zum Geburtstage und ähnlichen Gelegenheiten eignet sich „Brahms" hervorragend. Seine Herausgabe macht dem Verlage Schuster & Loeffler die größte Ehre.

Dr. Karl Baer.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 62, Fernruf 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"
Nr. 232 — Freitag, den 15. Oktober — 1920

Phinele.

Roman von

Ludwig Rohmann.

(33. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Er zögerte noch. Sie tat ihm wirklich leid und er hätte sie gern geschont, aber das Notwendige mußte ja doch gesagt werden.

„Das geht nun natürlich nicht." Und dann fügte er tröstend hinzu: „Das ist aber keine Zurücksetzung. Ich lasse ohnehin neue Schüler nur sehr selten für die erste Aufführung zu, und Sie verlieren auch gar nichts. Im März ist wieder eine Aufführung, und bis dahin wollen wir's schon schaffen."

Sie hörte gar nicht mehr. Willenlos, mit zitternden Händen, packte sie die Geige ein, während die Tränen ihr aus den Augen tropften. Dann wollte sie gehen.

„Geben Sie mir die Hand," sagte er treuherzig und setzte dann mit einem Versuch, zu scherzen, hinzu: „Mein kleines Großmütterchen! Herrgott, Sie sind doch im Grunde ein tapferer Mensch, das müssen Sie nun beweisen. Man muß sich nicht werfen lassen, wenn einem mal was quer geht!"

„Ja," sagte sie nur. Dann ging sie still hinaus.

Draußen an der Treppe, überkam Phinele ein Schwächegefühl. Sie ließ die Geige fallen und klammerte sich mit beiden Händen am Geländer fest. Von allen Seiten her drangen abgerissene, verworrene Töne zu ihr, aber sie fühlte sich inmitten all dieser Menschen unendlich verlassen und müde zum Sterben.

So fand sie Wassil, der, leise trällernd, über die Treppe heraufkam.

„Jesses — was ist denn?" Er erschrak wirklich und sein schlechtes Gewissen ließ ihn noch mehr Sorgfalt zeigen, als er empfand.

Sie versuchte sich aufzuraffen, als sie ihn erkannte. Aber ihr Wille kam gegen die Schwäche nicht auf und sie mußte es dulden, daß er stützend ihren Arm nahm.

„Also sag' schon, was ist denn Dir? Meiner Seel' Du schaust ganz krank aus."

„Ich weiß nicht," sagte sie matt. Und dann kam wieder die Erinnerung heiß über sie. „Ich soll die Meisteraufführung nicht mitmachen!"

Er hatte wirklich Angst vor ihren entsetzten Augen und sah, wie sie Rat und Hilfe verzweifelt von ihm forderte. So suchte er an Trost zusammen, was ihm gerade auf die Zunge wollte.

„Ah, das ist aber doch —! Also da muß ich schon sagen. Aber die Herren Professoren, so sind sie schon. Wie die Herrgötter, so haben sie sich, Herren des Schicksals, und man soll dann demütig sein und nicht mucksen. Aber es kommt halt doch drauf an, ob man sie braucht." Und es schoß ihm durch den Kopf, daß er jetzt eine Frage tun könne, die ihn doch interessierte. „Schließlich, Du bist doch reich — nicht wahr? Was brauchst Du da viel nach so einem Allmachtsfex zu fragen."

Da sah Phinele ihn hilflos an: „Ich bin aber nicht reich. Ich muß arbeiten und verdienen!"

Er machte ein höchst verblüfftes Gesicht: Also doch. Aber er nahm sich zusammen.

„Und wenn schon — mit der akademischen Weisheit ist ohnehin nicht viel los und es gibt Leute genug, die sie einfach verachten. Das ist beim Musiker nicht anders, als beim Maler, und wenn man erst einmal einen Erfolg hinter sich hat —" Er brach ab und pfiff leise. Also jetzt, wo wir vom Erfolg reden, fällt mir was ein. Du traust Dir doch was zu, nicht wahr? Ich hab' Dich doch auch schon gehört und weiß, Du kannst was — mehr als manche, die sich eine fertige Künstlerin nennt. Bloß Dein Ton, die reine Technik und die Bogenführung. Na also, wenn Du willst und ein bissel Mut hast —"

Sie sah ihn mit erwachenden Augen an.

„Was meinst Du?"

„Also hör'. Im Januar ist ein Konzert von der Wanda Rezniko'ff — Du weißt doch, die Sängerin, die kürzlich in einer Musikvereinsmatinee gesungen hat. Das ist eine Landsmännin und ich kann da schon was machen. Und wenn Du willst — ich bring's fertig, daß Du da auftreten kannst. Das Mendelssohn-Konzert wirst Du ja können, meinetwegen auch sonst was; dazu ein oder zwei Sachen von mir, und Du sollst sehen, was für einen Erfolg Du haben wirst. Wir wollen dem Heidenreich schon beweisen, daß wir ihn nicht brauchen. Was meinst Du dazu?"

Phinele sagte gar nichts, aber in ihren Augen leuchtete es freudig auf, und ein Anhauch der Farbe kam in ihr Gesicht.

Als sie schwieg, drängte er: „Also sag', ob Du magst. Wegen Deiner Krankheit, da hab' ich gar keine Angst. Ein bissel angestrengt bist Du, und dann der Aerger — ich weiß, wie der einen herunter bringt. Jetzt kommen ja ohnehin die Weihnachtsferien. Da gehst Du nach Hause und pflegst Dich richtig. Daneben ein bissel üben — das schadet doch nichts; und wenn Du wiederkommst, bring ich Dich zur Rezniloff und alles ist in schönster Ordnung."

So vorsorglich kannte sie ihn gar nicht, und sie war gerührt.

„Du bist gut, Wassil, aber ich hab' Angst. Ein richtiges Konzert und vor der ernsthaften Kritik — denk doch nur!"

„Ach, die Angst — das gibt sich schon. Es schadet auch gar nichts, wenn Du anfangs ein bissel zaghaft bist. Das hat immer was Rührendes an sich und stimmt auch den größten Wütterich zur Nachsicht. Und ist dann der Anfang erst vorüber, dann kannst Du mit dem Publikum machen, was Du willst."

Phinele sagte, sie wolle sich's noch überlegen, aber in ihrem Gesicht stand schon ein helles Ja.

Er hatte sie sachte hinabgeführt und brachte sie nun auch bis zum Weisbachschen Hause. Und da, ganz zuletzt, tat Phinele noch eine Frage die ihr zwischen all' den ernsten Dingen im Sinn gelegen: Wie er eigentlich mit Lilli Underwood stehe?

Er lachte und tat ganz unbefangen.

„Ach, die! Was ich mit der hab', ist alles eher als Liebe. Bist Du eifersüchtig?"

Sie wurde rot und sagte lebhaft nein. Und war sehr dankbar und wieder einmal sehr glücklich.

XIII.

Bis zu den Weihnachtsferien waren es wirklich nur noch ein paar Tage, und so ging Phinele gar nicht mehr in die Akademie. Sie wollte lieber gleich jetzt nach Hause fahren, denn sie sehnte sich danach, aus Wien hinauszukommen und sich daheim von der Mutter hätscheln zu lassen.

Weisbachs fanden sich schweren Herzens darein, denn ihre stille Hoffnung, Phinele werde vielleicht über Weihnachten in Wien bleiben und ihnen über die Einsamkeit des heiligen Abends forthelfen, war nun verflogen. Aber für Phinele war's wohl wirklich am besten so, wenn sie jetzt einige Zeit in die Hände der Mutter kam und sich ordentlich erholte.

Frau Gerlinde holte Phinele in Ostburg am Bahnhof ab,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201015029/fragment/page=0001

Gerlinde war froh, ihr Mädel für die Ferienlage zu haben. Aber sie hatte doch auch Mühe, ihr Sorgengesicht zu verstecken, und so war die Begrüßungsfreude ungewöhnlich lebhaft und laut.

„Liebling — grüß' Dich Gott! Wie froh bin ich, daß Du da bist und daß Du so früh kommst. Ich konnt's gar nicht erwarten, Dich zu sehen, und da bin ich gleich nach Ostburg hereingefahren. Aber nun laß Dich anschau'n, Kind! Blaß bist Du —!"

„Die Reise, Mutterle! Denk doch nur, neun Stunden, und der Zug war gräßlich überfüllt. Ich bin wirklich auch sehr müde."

„Mein Kindle, mein Gutes! Aber nun kannst Du Dich ja ausruhen, und vor Neujahr laß ich Dich nicht fort."

Phinele lachte, ein wenig befangen, und bemüht, den Blick der Mutter zu vermeiden.

„Ach Mutterle, was Du denkst! Ich hab' zum Ausruhen keine Zeit, und lange kann ich auch gar nicht bleiben." Und dann sprudelte sie hastig heraus, was, wie sie meinte, der Mutter Freude machen sollte: „Denk' Dir nur, ich werde in einem Konzert auftreten. In einem richtigen Konzert, das die Regnikoff gibt. Weißt Du, das ist eine hervorragende Sängerin. Neulich hat sie im Musikverein gesungen — glänzend, sag' ich Dir, und die Kritiken waren einfach begeistert. Das ist doch ein großes Glück für mich, daß ich da eingeführt werde, nicht wahr? Man wird dann doch gleich bekannt und hört doch auch ein zuverlässiges Urteil."

Frau Gerlinde war viel mehr erschrocken als erfreut.

„Ist das denn schon ganz abgemacht?" fragte sie vorsichtig.

Phinele sagte entschlossen ja, obschon noch gar nichts abgemacht war und obschon sie nur wußte, was Wassil ihr gesagt hatte. Sie fürchtete die Bedenken der Mutter und wollte sich doch das Ziel nicht rauben lassen, das sie jetzt aufrecht hielt. „Für das Konzert muß ich aber natürlich sehr fleißig üben, das begreift Du doch, nicht wahr? Es ist doch keine Kleinigkeit, so zum ersten Male vor das große Publikum hinzutreten —"

„Eben darum. Ich wundere mich nur, daß Du das überhaupt wagst. Eigentlich solltest Du doch gar nicht öffentlich auftreten!"

„Gott, was man so „Auftreten" nennt, das möcht' ich auch wirklich nicht. Ich meine, nicht immer. Einmal aber muß man doch auch wissen, ob man wirklich etwas kann." Dann, nach einer kleinen Gedankenpause, setzte sie leise hinzu: „Man weiß doch auch nicht, wofür es gut ist. Es könnte doch sein, daß ich einmal ganz ernsthaft daran denken muß, Geld zu verdienen. . . ."

„Um Gotteswillen — nein!" rief Frau Gerlinde lebhaft. „Ich hoffe, das wirst Du nie müssen. Wenn Du damit auf unsere Geldsorge anspielst — die wird sich hoffentlich in letzter Stunde noch freundlich lösen. Hinrichsen hat Schritte gelan, flüssig zu machen, was er an Vermögen besitzt. Ich kann etwas dazu tun, und das wird dann für die zweite Hypothek reichen. Die erste allein ist uns halb und halb zugesagt. Also da laß Dir die Festfreude nicht durch Sorgen verderben."

„Wirklich? Das freut mich aber — Du kannst Dir doch denken, wie das auf mir gelastet hat — zu allem übrigen. Aber was das Geldverdienen angeht — das wär' trotzdem kein Unglück. Früher hab' ich darüber ja auch anders gedacht. Aber wenn man sich erst einlebt in das Künstlertreiben — es hat doch auch sehr viel Schönes. Es ist auch gut, unabhänging zu sein und sich nur auf die eigene Kraft zu verlassen."

„Vielleicht — ich kann mir das ja wohl ganz gut denken. Aber wer auf die eigene Kraft vertrauen will, der muß sich erst zur Kraft erziehen, der muß seine Kraft erprobt haben und ihrer unbedingt sicher sein. Und die Kraft allein tut's doch auch nicht. Man muß so viel zu geben haben, daß man auch die Widerstrebenden und Neider mit fortreißen kann." Dann kam die Frage, vor der Phinele sich am meisten gefürchtet hatte: „Was sagt denn Professor Heidenreich zu dem Konzert? Und Herr Welsbach?"

Phinele wurde rot, aber sie nahm sich ein Herz und brachte tapfer vor, was sie sich ausgedacht hatte.

„Ja, Mutterle — wenn ich ganz aufrichtig sein soll: die wissen noch gar nicht davon." Sie brachte ein leises Kichern zustande und hoffte damit den Anschein zu wecken, als sei das Heimlichtun ein guter Spaß. „Es hat sich nämlich erst ganz zuletzt so gemacht, daß ich in dem Konzert mitmachen darf. Heidenreich kümmert sich da wohl gar nicht drum, und Welbachs freuen sich doch nur über alles, was mich vorwärts bringen kann."

Trotz des Kicherns hörte Frau Gerlinde aus jedem Wort die geheime Verlegenheit heraus, und sie war sorgenvoll überrascht.

„Aber warum sprechen wir denn immer nur von mir! Wie geht es denn Dir? Weißt Du, ich finde Dich eigentlich verändert. Es ist so — wie soll ich nur sagen — so etwas Sonniges an Dir, so etwas, das von innen heraus leuchtet. Als wärst Du viel jünger und schöner geworden, so ist das. Bist Du sehr glücklich?"

Fortsetzung folgt.

Die kritische Stunde.

Erzählung von

Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten).

Alles war aufs Beste zum Empfang vorbereitet. Die hübsche kleine Wohnung mit ihren reichen Möbeln, Teppichen und Bildern harrte ihrer künftigen Besitzer. So sauber und blitzblank war alles, wie in einer Ausstellung. Blumen standen in verzierten und geschliffenen Gläsern und warteten. Glückwunschbriefe, noch vom Hochzeitstage her, häuften sich auf einer silbernen Schale. Die große Standuhr im Schlafzimmer tickte würdig und gemächlich, ihr langes messingblinkendes Pendel wanderte geruhig wartend auf und ab.

Endlich erklangen im Hausflur Stimmen. Das heitere Lachen einer jungen Frau und die dunkle Stimme eines Mannes. Dann ein augenblickliches Schweigen, ein langer Kuß, und die Tür wurde geöffnet.

„Wie reizend hat man uns alles hingestellt!" sang die Stimme der jungen Frau, die in Reisekleidung, nur den Schleier zurückgeschlagen, eintrat. „Sieh nur, Rolf, Blumen!" —

Sie schritt zum Tisch und steckte ihr Köpfchen in den vollen Busch Rosen, die einen betäubenden Geruch ausströmten. Dann hob sie die Augen und blickte stolz im Zimmer umher. Ihre Hand tastete liebkosend über einen porzellanenen Kinderkopf. „Das Geschenk von Dorchen!" lächelte sie ihren Gatten an, der ebenfalls ohne erst abzulegen, eingetreten war. „Ist er nicht allerliebst?"

Rolf nickte mit müden Augen. Er sah nach der Standuhr und stellte fest, daß sie zehn Stunden unterwegs gewesen waren. Er unterdrückte mühsam ein Gähnen.

„Wollen wir nicht erst ablegen?"

Eva blickte ihn strafend an. „Hast du gar kein Interesse für unser Nest? Ich muß erst alles anschauen, Gott, wie habe ich mich darauf gefreut!" rief sie und zog ihn durch alle Zimmer.

„Sieh, hier ist dein Reich!" lachte sie, als sie in das Arbeitszimmer eintraten. „Hier wird mein Herr Gemahl ungestört arbeiten und ausruhen können." Sie ließ sich in einen Klubsessel fallen und lehnte sich genießerisch in das weiche Polster zurück. Ihr Mann dabei und lächelte ein wenig.

„Ach geh, du bist langweilig heute, Rolf!" schmollte sie. „Hast du denn gar kein Wort der Bewunderung? Freust du dich nicht über unser Heim?"

Sie legte ihren Kopf an seine Brust.

„Können wir das nicht morgen noch machen, Kind? Wir sind müde — die lange Reise —."

Sie sagte kein Wort, legte Hut und Mantel ab und packte schweigend die Koffer aus. Rolf nahm, nachdem er sich ebenfalls von Hut und Mantel befreit hatte, im Wohnzimmer Platz.

Er war rechtschaffen abgespannt und fühlte einen leichten Druck um die Stirn und ein Ohrensausen. Vierzehn Tage waren sie unterwegs, und die zehnstündige Fahrt in einem überfüllten Zuge in stickiger Luft war keine Annehmlichkeit gewesen.

Nun waren sie daheim. Daheim? Er sah sich um. Das war alles so neu, kalt und fremd, so seelenlos, daß ihn fröstelte. Der beizende Geruch des Lackes mischte sich mit dem starken Duft der Blumen zu einem feindlichen erstickenden Atem, gegen die sich seine müden Nerven vergeblich wehrten.

„Ich weiß nicht, warum mich Blumen immer an ein Begräbnis erinnern," monologisierte er und zündete sich eine Zigarette an.

Eva trat ins Zimmer, sie hatte ihr Hauskleid angelegt und sah blaß und abgespannt aus. Ihre Augen waren glanzlos, ihr Gesicht trug einen müdem, schlaffen Zug, daß sie um Jahre gealtert schien.

Ein unbehagliches Gefühl kroch ihm über die Seele. War das seine junge, reizende Frau? Wo war ihre Frische, ihr Liebreiz, der ihn so bezaubert hatte? Wie eine Fremde stand sie plötzlich vor ihm, wie der Schatten ihrer selbst. Welch häßlicher Zug um ihren Mund! Niemals hatte er ihn vorher bemerkt. Die Blässe ihres Gesichtes, die dunklen Schatten unter den Augen, — ihm fiel zum ersten Mal ein, wie sehr sie ihrer Mutter glich, und diese Feststellung bereitete ihm peinliches Unbehagen.

Mit feindseligen Blicken musterte er seine Frau. Er sah, daß ihr Hauskleid zerknittert, daß ihr Haar zerdrückt war, er fühlte, daß durch diesen Anblick alle zarten, heimlichen Erinnerungen der Reisetage ihm zerrannen. War er denn blind gewesen? Hatte er diese Frau wirklich geliebt, wirklich lieben können?

Eine prickelnde Gereiztheit überkam ihn, eine unerklärliche Schwüle und Beengtheit lag in der Luft. Warum saß Eva ihm wortlos gelangweilt gegenüber?

Er warf die Zigarette in die Schale.

„Entferne bitte die Blumen!" befahl er gereizt, dann ging er und öffnete das Fenster.

Die Nacht lag in fiebernder Unruhe über der Stadt. In gedämpftem Rhythmus drang der Lärm der Straße zu ihm herauf, das Kreischen der Bahnen, der Hufenschlag der Pferde, die qualmige Dunkelheit wurde von tausenden Lichtern zerrissen. Das sind die Nächte der Arbeit, dachte Rolf. Und er erinnerte sich schmerzlich an die märchenhaften Nächte der Landschaften, die sie durchreist waren. Er entzündete eine neue Zigarette und schloß das Fenster. Gequält sah er durch die Scheibe in das Dunkel und dachte: morgen wird alles vorüber sein, das kurze Glück des Befreitseins vom Alltag, der Rausch der Liebe, morgen wird man wieder seinen Weg ins Bureau machen, seinen Vorgesetzten ehrfürchtig grüßen, mit gleichgültigen Menschen in das Treibwerk der Arbeit eingespannt sein. Wie werden sie ihn ausfragen, seine Kollegen, wie werden sie lächeln, seine lieben Bekannten! Die Verwandten werden kommen und sie besuchen, und er wird die Rolle des glücklichen Ehegatten spielen. Ach, wie verhaßt ihm diese Komödie war.

Was wollte er denn? Hatte er denn etwas anderes erstrebt? Gewiß, er hatte ein neues Dasein begonnen, hatte ein eigenes Heim, ein Weib, das für ihn sorgte. Auf sich selbst gestellt wollte er sein. Und nun war er doppelt Gefangener, in Ehepflichten und Arbeitsalltag gefesselt.

Hatte er überhaupt noch einen eigenen Willen?

Da fühlte er eine weiche Hand auf seiner Schulter.

„Soll ich dir einen Apfel schälen, Liebster?" fragte Evas Stimme, fast beklommen schmeichelnd.

„Danke!" sagte er heiser und schob ihre Hand von sich. Seine Stimme klang hart verdrossen, unversöhnlich. Er merkte, daß Eva zusammenzuckte: Doch es ließ ihn kalt. Es war ihm so gleichgültig, jetzt, ob er ihr wehe tat. Was wußte sie von dem, was er litt, durch sie litt? Mochte sie fühlen, daß der Rausch verflogen war und der Alltag durchs Fenster lugte. Der Alltag, der wieder seine Krallen nach ihm ausstreckte.

Ein Ekel stieg in ihm auf. Ein Ekel vor sich selbst, vor der Narrheit seiner Verliebtheit, die ihn blind gemacht hatte.

Er warf die Zigarette zu Boden und zertrat sie auf dem Teppich.

Aus! Dachte er und wartete, daß sie schelten würde, sie, seine ihm angetraute Frau, die jetzt das Hausrecht geltend machen würde, mein Teppich, schämst du dich nicht, so rücksichtslos zu sein. Das war doch Frauenart. Wenn nur der äußere Glanz nicht litt, wenn nur der Schein gewahrt blieb, wie es darunter aussah — — zum Teufel, warum schwieg sie denn?

Er wandte sich unauffällig.

Eva hatte ihm den Rücken gekehrt. Sie stand über der Kredenz gebeugt, die Hände um den porzellanenen Kinderkopf, das Geschenk der Jugendfreundin, zärtlich gefaltet. Das Spiegelglas der Kredenz warf ihm ihr Gesicht zu, und er sah, daß Tränen in ihren Augen schimmerten.

Da schmolz in ihm etwas. Er schlich über den Teppich, trat hinter sein Weib und legte seine Arme um ihre Brust. Ihr Kopf sank an seine Schultern . . .

Im Bolschewistenlager zu Parchim i. M.

Von

Hugo Wienandt-Rostock.

Vor einigen Tagen war berichtet worden, in das hiesige Gefangenenlager zu Parchim wären die Bolschewisten, die die preußische Grenze überschritten hätten, nach ihrer Entwaffnung überführt worden. Da stand alsbald bei mir fest: Hier hast du Gelegenheit, deine Kenntnisse über Bolschewismus und Bolschewisten zu erweitern, die Theorie und die Praxis zu stärken. Alexander v. Humboldt hat einstmals gesagt: „Und wenn ich wüßte mit aller Bestimmtheit, daß ich übermorgen sterben sollte, ich würde trotzdem heute noch lernen" . . . Nun, ich gedenke übermorgen noch nicht in das Schattenreich zu wandern. Um so mehr ist es meine Aufgabe heute noch zu lernen. Darum auf nach Parchim!

Die militärischen Behörden sind jetzt entgegenkommender als ehedem. Das ist eine der wenigen guten Früchte des Novembers 1918. Und so hatte ich fast postwendend die Erlaubnis, den Parchimer Bolschewisten meine Aufwartung machen zu dürfen. Ein herrlicher Septembertag war es, als ich in dem Städtchen, wo einst Moltke geboren wurde und Fritz Reuter das Gymnasium absolviert hat, eintraf. Den Bahnhofsschaffner, der mir die Fahrkarte abnimmt, schmückt das Eiserne Kreuz erster Klasse. Wie weit ist es nach dem Lager? Eine halbe Stunde! Die Sonne meint es sehr gut, die Gegend ist eben wie ein Teller, aber nur Gegend, nichts als Gegend. Dann kommen Fichten, die gehören zu dieser Gegend, wie die Strippe, d. h. der Kümmel zur Weißen, würde der alte Berliner gesagt haben, der heutige sagt: Wie der Demonstrationskrach zum Lustgarten. Jetzt sieht man schon die Baracken. Noch zehn Minuten und ich stehe vor einem Posten, der mir den Weg zur Lager-Direktion zeigt, vordem hieß sie Kommandantur. Hier wird mir ein Begleiter, der über Alles aufs beste unterrichtet, in liebenswürdiger Weise meine Führung übernimmt.

Das ehemalige Kriegsgefangenenlager, das jetzt die Bolschewisten beherbergt, ist einen Quadratkilometer groß. Zuletzt waren hier noch 1200 russische Kriegsgefangene untergebracht, die schleunigst nach dem benachbarten Güstrow abgeschoben wurden, als die Meldung eintraf, daß hier 8000 Bolschewisten untergebracht werden müßten. Auf diese Zahl hatte sich nämlich die Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilgefangene und die mecklenburgische Regierung geeinigt. Als man die Zahl der dort Eingetroffenen feststellte, waren es aber 9600 Mann. Zu diesen Männern kam eine größere Anzahl von Frauen und Kindern, die sie begleiteten. Etwa fünfzig der Frauen wollten Krankenschwestern sein, ein anderer Teil behauptete, sie seien ihren Ehemännern gefolgt. Wie dem auch sein mag, vorläufig sind die Frauen und Kinder in einer Baracke, abgesondert von den Männern, untergebracht worden. Ich habe sie dort aufgesucht. Bei ihnen befand sich gerade der älteste Offizier der Bolschewisten, ein früherer zaristischer Oberst, der von den Bolschewisten zum Wiedereintritt in die rote Armee gezwungen, als General der Uebertritt seiner Truppen in das preußische Gebiet veranlaßt hat. Außer ihm sind noch zwei andere russische Generale und etwa vierzig Offiziere im Lager, die aber in keiner Weise sich besonders von der großen Masse unterscheiden oder hervortreten. Und diese große Masse selbst? Sie macht zunächst einen überaus buntscheckigen Eindruck. Von einer Uniform als solcher ist überhaupt keine Rede. So ungefähr muß wohl auch der Heerestroß im 30jährigen Kriege ausgesehen haben. Anderseits ist aber von dem, was man sonst als Armseligkeit bezeichnet, nichts zu merken. Die Bolschewisten sind durchgehends, wie der deutsche Handwerksbursche sich auszudrücken pflegte, sehr „gut in Kluft" und „in Schale", namentlich das Schuhzeug, die „Trittlinge", sind vorzüglich imstande. Aber die Verschiedenheit in der Bekleidung fällt auf. Ein Teil der Frauen trägt helle Sommerkleider. Auffällig ist auch bei diesen der Schmuck, den sie ganz offen zeigen; an dem heute allerdings nicht sehr sauberen Händen glänzen wertvolle Brillantringe. Aber die Stimmung ist durchgehends sehr gedrückt; ein Wunsch, eine Sehnsucht beseelt alle und alles: Heimweh. „Wir möchten nach Hause!" Der Ernährungszustand ist durchgehends gut. Alle erklären, daß sie während der Kämpfe gegen die Polen geradezu vorzüglich gehalten worden seien, die russische Bolschewistenfront hätte niemals

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201015029/fragment/page=0002